

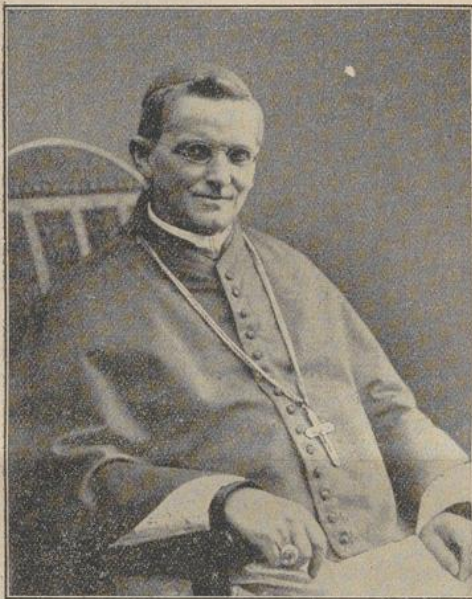


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein gute Schädeldecke.

zählung vor, wie der liebe Heiland während seines Erdenwandels die Kinder segnete und fügte dann in einer kleinen Ansprache bei, wie wir heute, einem Winke unseres heiligen Kirche folgend, dieses Beispiel des göttlichen Heilandes nachahmen wollten. Den Eltern legte ich noch ihre schwere Pflicht ans Herz, ihre Kinder für Gott und den Himmel zu erziehen, während die umstehenden Erwachsenen auch die erschütternden Worte des Herrn zu hören bekamen: „Wer eines von diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert“ usw. Zu guter Letzt las ich dem Volke die im Rituale enthaltenen Gebete und Segnungen in ihrer Mutterprache vor, damit sie genau wußten und verstanden, was die Kirche tut.

Nach diesem Unterricht segnete ich die Kinder nach der im Rituale angegebenen Weise. Unmittelbar daran



Dr. Balthasar Kaltner, der neue Fürstprimas von Deutschland
Fürsterzbischof von Salzburg,
früher Fürstbischof von Gurk-Salzburg.

schloß sich der gemeinsame Segen mit dem Allerheiligsten, wie es bei uns an allen Sonn- und Festtagen üblich ist.

Es war das erstmal, daß die schöne Feier hier stattfand, und jedermann war in hohem Grade davon erbaut. Ich weiß nicht, wer eine größere Freude hatte, die Kleinen oder ihre Eltern. Allgemein baten mich die Leute, ich möchte doch jedes Jahr diese feierliche Segnung ihrer Kinder wieder vornehmen. — Mein einziger Wunsch ist der, daß dieser heilige Segen bei jung und alt recht reichliche Früchte tragen möge.

Zeugnis vor Gericht.

Missionsstation Einjiedeln. — Am 11. Juni v. J. hörte ich gelegentlich einer meiner Missionstouren in einem Kaffernkraal die Beichte eines franken Mädchens. In jenem Kraal waren zufällig auch zwei Indier zugegen; der ältere derselben reiste als „Doktor“, während der jüngere im Dienstverhältnisse stand und die Arzneien trug. Zwei Tage darauf schnitt dieser Knecht seinem

Herrn den Kopf ab, nahm ihm das Geld und wurde flüchtig. Bald jedoch wurde man des Uebeltäters habhaft und stellte ihn vor Gericht. Da man erfahren hatte, daß ich selbst zwei Tage vor der Schredenstat eine Begegnung mit den beiden Indiern gehabt hatte, lud man auch mich, zuerst nach Camperdown, später nach Maritzburg, um Zeugnis abzulegen.

Ich konnte natürlich nicht weiteres sagen, als daß ich die beiden im genannten Kaffernkraale angetroffen und mit dem übrigen Volke hinausgewiesen habe, um das Kind beicht hören zu können. Das konnte nun weder der Staatsanwalt noch der Richter — beide natürlich Protestanten — begreifen und sie meinten, die Kranke hätte auch in Gegenwart all jener Leute beichten und die Absolution empfangen können. — Mir war dies eine willkommene Gelegenheit, diesen Herrn eine Bille zum Schlucken zu geben. Ich wies hin auf die Erhabenheit und Heiligkeit des Bußsakramentes und erklärte ihnen, wie sich die Beicht im strengsten Geheimnis nur zwischen dem Beichtkind und Priester vollziehe, und daß die katholische Kirche keineswegs ein öffentliches Sündenbekenntnis verlange oder auch nur zulasse.

Als man mich dann weiter fragte, ob das Mädchen auch die hl. Kommunion empfangen habe, und ob das vor oder nach der Beicht geschehen sei, löste ich den Herren auch diesen Zweifel, indem ich auf die unendliche Würde des hochheiligen Sakramentes der Eucharistie hinwies und beifügte, daß niemand sich erdreisten dürfe, mit dem Bewußtsein, seinen Gott schwer beleidigt zu haben, die hl. Kommunion zu empfangen.

Da dankte mir der Staatsanwalt mit den Worten: „So ist es, zuerst kommt die Beicht und erst dann, nach erfolgter Sündenvergebung, die Kommunion.“ Nun verließ ich die Zeugnisbank und ging hinaus. Kurz darauf kam ein Protestant zu mir und sagte: „Ich muß Ihnen mitteilen, daß Ihr Verhalten und Auftreten vor Gericht allgemeine Anerkennung gefunden hat. Kaum hatten Sie den Gerichtssaal verlassen, als sich der Richter sehr lobend über diesen „Trappisten-Priester“ und seine Religion aussprach.“

Ich habe dies nur deshalb erzählt, um zu zeigen, daß es unter Umständen doch gut ist, diesen protestantischen Herrn, die aus Unwissenheit oft die unglaublichsten Vorurteile gegen die katholische Religion haben, die Wahrheit zu sagen.

P. Solanus.

Eine gute Schädeldede.

Vom Hochw. P. Sixtus Wittkind.

Reichenau. — Nicht gar weit von „St. Salvator“, einer unserer Nebenstationen, wohnt ein Kaffer Namens Gudu, der nur ein einziges Auge hat. Das ist nun allerdings unter den Schwarzen ebenso wenig etwas Seltenes und Außerordentliches wie bei den Weißen; denn Blinde und Halbblinde gibt es auch unter den Kaffern genug. Weniger gewöhnlich dürfte die Art und Weise sein, wie jener Gudu sein Augenlicht verlor. Das kam so:

Eines Tages — es sind schon viele Jahre her — ging er, wie das öfters hier vorkommt, mit einem Weißen auf die Jagd. Dieser überreichte ihm als Schußwaffe ein altes Gewehr. Das war nun für den guten Schwarzen ein Schatz, über den er sich königlich freute! Schon lange hatte er sich vergebens nach einer europäischen Büchse gesehnt; jetzt hatte er sie in der Hand und konnte nun jagen und Wild erlegen nach Herzenslust! Daß so ein Gewehr mit Sachkenntnis und der nötigen Vorsicht gehandhabt

werden müsse, fiel ihm gar nicht ein. Er dachte bloß daran, mit seiner Waffe möglichst viel Wild zur Strecke zu bringen, und das hielt er bei solcher Ausrüstung für eine Kleinigkeit.

Früh und wohlgenut folgte Gudu seinem Herrn, der einem größeren Wasserlaufe zuschritt, in dessen Nähe die Jagd stattfinden sollte. Alles ging nach Wunsch. Bald hatten beide, der eine hier, der andere dort, ein Wild erpäßt und begannen, es eifrig zu verfolgen. Gudu war seinem Opfer schon auf Schußweite nahegekommen. Flugs legte er an und drückte los. Doch zum Auckuck, was ist denn das? Das Gewehr geht ja nicht los! Er untersucht den Hahn und legt ein zweitesmal an; — wieder versagt ihm das Gewehr. Der Tausend, denkt Gudu, da muß ich schnell machen, sonst geht mir das inyamazana (Wild) durch. Er stellt das Gewehr auf den Boden, blinzelt mit dem rechten Auge in den Lauf hinein, arbeitet mit wachsendem Eifer an der Schußwaffe herum, tritt mit dem einen Fuß auf den Hahn, — da plötzlich kracht ein Schuß und die ganze Ladung fährt ihm ins Gesicht hinein. Schrecklich zugerichtet, stürzt er bewußtlos zu Boden und wird so von seinem Herrn gefunden.

Er hatte zwar wochenlang Schweres zu leiden, auch das eine Auge war für immer dahin, doch gestorben ist er an dem schrecklichen Unfall nicht. Ueberhaupt einem richtigen Kasser wird das Lebenslichtlein nicht so schnell ausgeblasen. Ich selbst habe schon mehrere Fälle erlebt, wo sich ein Kasser eine so schwere Schädelverletzung zugezogen hatte, daß ich absolut an seinem Aufkommen zweifelte. Und dennoch, sie leben bis zur Stunde alle noch. Einmal erhielt ein etwa dreißigjähriger Mann mit einem schweren Stoß einen so wichtigen Stieb auf den Kopf, daß man bequem den halben Daumen in den Bruch hineinlegen konnte. Er verlor zwar auf längere Zeit den Sprachgebrauch, lebte aber doch wieder auf und erhielt auch die Sprache wieder; nur redete er fortan auffallend langsam, als ob er sich auf jedes Wort besinnen müßte. Auch die Vertiefung am Kopfe blieb, sonst aber ist er wieder gesund und wohltauf.

Ja, der Kasser hat einen harten Schädel; kein Wunder, daß man in so einen alten Kopf nur schwer etwas hineinbringt.

Genovefa.

Nach Christoph von Schmid.

11. Kapitel.

Genovefa wird krank und bereitet sich zum Tode vor.

So brachte Genovefa mit ihrem lieben Schmerzenreich mehrere Jahre in der Wildnis zu und hatte nun schon den siebenten Winter erlebt. Dieser war besonders rauh und kalt. Eine Menge Schnee bedeckte Berg und Tal und Genovefa konnte ihre Höhle nur ungenügend gegen die fürchtbare Kälte schützen. Schmerzenreich, der in der Wildnis aufgewachsen war, befand sich trotzdem wohl, seine Mutter aber, die als Prinzessin erzogen worden war, konnte vor Frost manche Nacht kein Auge schließen. Oft sprach sie jammernnd: „Wenn ich nur ein einziges Fünklein Feuer hätte, weld' eine Wohlthat wäre das für mich! Dann könnte ich mir aus den vielen durren Nester, die im Walde liegen, ein Feuerchen machen und mich erwärmen. So aber muß ich noch trotz des vielen Holzes elendiglich erfrieren!“ Sie magerte sich ab, das Rot ihrer Wangen verschwand und ihre ganze Gestalt bot bald den Anblick rechten Jammers.

„O liebste Mutter“, sagte Schmerzenreich mit Tränen in den Augen, „wie siehst du doch aus! Ich kenne dich fast nicht mehr. O Gott, was ist doch das?“

„Liebstes Kind“, sprach Genovefa mit schwacher Stimme, „ich bin sehr krank und werde wohl bald sterben müssen.“

„Sterben? Was ist das? Davon habe ich noch nie etwas gehört.“ — „Ich werde einschlafen und nicht mehr aufwachen. Man sieht und hört dann nichts mehr; dieser mein Leib wird kalt und starr am Boden liegen und keinen Finger mehr bewegen können; zuletzt wird er vermodern und ganz zur Erde werden.“

Da fiel der Knabe ihr weinend um den Hals und wiederholte immer nur die Worte: „O liebe Mutter, stirb doch nicht! Ich bitte dich, Mutter, stirb nicht!“

Genovefa erwiderte: „Weine nicht, liebstes Kind! Es steht nicht bei mir, so lange zu leben, als ich will. Gott will nun einmal haben, daß ich sterbe.“ — „Wie, der liebe Gott?“ rief der Knabe ganz verwundert. „Du hast mir doch immer gesagt, Gott sei so gut, wie kann er nun wollen, daß du sterbest?“

„Ja, Gott ist gut; er, der ewig lebt, gibt uns auch ein ewiges Leben. Wie ich einst statt des alten Kleides ein neues, besseres bekam, so werde ich diesen hilfälligen Leib wie ein Kleid ausziehen. Ich komme dann zum lieben Gott im Himmel oben. O da ist es schön! Da ist ein ewiger Frühling und Sommer, und alle Herrlichkeit dieser Welt ist im Vergleich damit nicht mehr, als



Die Samariterin am Jakobsbrunnen. Von F. Doubes. Stichotafel, Berlin 08.